

## Georg Paulmichl: Versuch über seine Sprache, Versuch über sein Umfeld

Den Georg habe ich in seinen sprachlichen Äußerungen nie als autonomen Menschen erfahren, sondern immer als einen, der in einem starken Herkunftskontext spricht. Bei ihm ist die Sprache sehr stark kontextualisiert, sie bezieht sich in ihrer inhaltlichen – materiellen Konstruktion auf andere Diskurse, auf Umfeldererfahrungen, besonders auf familiäre Begegnungskreisläufe, die seine Aussagen erst ermöglichen oder begrenzen. Unsere gemeinsame sprachliche Zusammenarbeit war von Anfang an eine Eröffnung für vielfältige Aussagefelder, in dem sich mehr als zwei Subjekte in ihrer Zusammenfindung artikulieren. Besonders Georg schlüpfte dabei als Sprecher in viele Rollen und war somit immer mehr als eine Person. In seinen Aussagen verwob er alles miteinander; die Sprache der Werbung verband er mit Wortfetzen aus der Bibel, Begriffe aus den täglichen Nachrichten verband er mit Alltagsfloskeln aus den Mitteilungskreisläufen der Werkstatt. Er vermischte alles zu einem Wortbrei, das Nächstliegende mit dem Entfernten, das Heilige mit dem angstvoll Beschissenen. Immer wieder entstanden dabei neue, durch ihn kreierte Begriffe. In unserer Zusammenarbeit wurde er irgendwie zu einer Begriffsperson. Und diese Begriffsperson sprach in verschiedenen Dimensionen zwischen unpersönlicher Abkunft und persönlicher Konturierung. Vielleicht war das gemeinsame Schreiben eine Art Freundschaftsmodell, das sich freilich nicht als Kommunikation, sondern als wechselseitiges Einfangen mit wechselseitiger Verschiebung versteht, eigentlich eine Depersonalisierung. Georg redete immer viel. Aus seinem Munde schwamm ein Strom von Worten, die alle möglichen Sachen mit sich führten. Am Anfang unserer gemeinsamen Schreibtätigkeit, fragte mich Georg nach jeder Satzmitteilung, ob man das so sagen darf, ob seine Aussagen richtig oder falsch sind. Er war auch in seiner gesprochenen Sprache sehr unsicher und zögerlich. Irgendwie spürte ich als sein Begleiter, dass eine Schere der Korrektur, von seinem Vater her kommend, in seinem Kopf und seinem Körper unbewusst tätig war. Georg wurde durch das Elternhaus in einen engen religiösen christlich – katholischen Kontext gesperrt. Seine Aussagen widerspiegeln immer Normsysteme und Disziplinierungspraktiken. Georg sprach, besonders am Anfang unserer Schreibtätigkeit, fast immer mit erhobenem Zeigefinger, der sich fortwirkend vom Vater her in ihm erhob. Georg betonte auch öfters seine Herkunft aus dem „Hause Paulmichl“, eben aus einem Familienkontext der etwas auf sich hielt und immer die ganze Verwandtschaft umfasste. (Jeder in seiner Verwandtschaft hat es beruflich zu etwas gebracht und war somit herzeigbar. Für Georg bedeutete seine „kleine Berühmtheit“ über die veröffentlichten Bücher eine große Genugtuung, denn er wurde in der Kette seiner Herkunftsabstammung endlich auch zu einem „wertvollen Glied“. „Künstler sein war für ihn feiner als ein Depp“ und immer wieder betonte er auch öffentlich, nun der wichtigste Paulmichl zu sein.)

Früh hat sein Vater Georg aus Büchern besonders aus der Bibel vorgelesen. Ganze Botschaftsversatzstücke daraus, waren ihm somit sprachlich geläufig. Später wurde sein Sprachgebrauch auch noch durch das Fernsehen und durch das tägliche Lesen der Tageszeitung angereichert. Georg ist sprachlich sehr hellhörig und aufnahmefähig, für ihn sind Worte und Sätze immer auch Melodie. Besonders einfache Sprachreime, hat er sofort rhythmisch verinnerlicht.

Georg hat immer die eingeschriebenen und verinnerlichten Diskurse sprechen lassen. Und diese Diskurse übten als eingegebene Träger über ihn Macht aus und sind somit Machtfaktoren, die sein Verhalten bis heute beeinflussen.

Georg sucht mit Leidenschaft die Kommunikation. Fragen über Fragen quellen aus seinem Mund. Am Leben sein, zur Welt kommen, heißt für ihn zur Sprache kommen. Seine Annäherung an den Menschen, geschieht immer mit Worten. Es fällt ihm sichtlich schwer, Menschen nicht sofort und ununterbrochen mit Fragen zu durchlöchern. Somit war mein Begegnungsanfang mit ihm eher beschwerlich, das gemeinsame Schreiben fast eine Flucht in den Text. Durch das Einmünden seiner Worte in Textmitteilungen, kam er in seinem „sprachlichen Durchfall“ irgendwie zur Ruhe. Am Ende einer erzählten Geschichte, eines ausformulierten Textes, wollte er immer, dass ich ihm das Geschriebene noch einmal laut vorlese. Staunend lauschte er noch einmal dem Klang seiner Worte und war über bestimmte Wortausdrücke sichtlich erstaunt. Schreiben oder besser gesagt seine Mitteilungen zu formulieren, machte Georg sichtlich Spaß. Der Ausdruck mit Worten während des Schreibaktes eröffnete ihm einen weiten Raum des Sprachdenkens. Plötzlich kamen aus seinem Munde Sprachkonstruktionen, die er in den alltäglichen direkten Begegnungen mit Menschen sich nicht hätte getraut zu äußern. Überhaupt wurde durch das Schreiben seine Sprache vielfältiger und er in der Wortwahl hemmungsloser. Manchmal schien es, als würde die Sprache ihn aus dem Normsystem des Elternhauses für einen kurzen Moment hinaustragen in einen erweiterten Raum selbstläufiger Leidenschaften, die alle inneren Verstockungen orkanartig durchbrachen. Von da an war für ihn schreiben fast eine fleischliche Sprachwerdung. Sein Körper bebte manchmal geradezu vor Lust und er wurde immer mehr über einem Wortstammler hinaus ein Wortsucher, ein Wortklauber. Vielleicht war er zum ersten Mal in seinem Leben unterwegs, den Anderen durch den Akt des Schreibens mit Worten zu erreichen. Seine Weltteilhabe wurde zu einer durch und durch sprachlichen. Die Welt ist für ihn seitdem ein Dasein in der Sprache. Für Georg ist Sprache nicht nur eine Ansicht der Welt oder deren Formung für seinen Geist, sondern sie ist für ihn die weltlichste Welt überhaupt, die es geben kann.

Das Zusammentreffen in einer Behindertenwerkstätte würde sich im begegnungsaktiven Raum zwischen Betreuern und Betreuten sofort erschöpfen, wäre dieses Aufeinanderstoßen von rein karitativen Bemühungen getragen. Fast alle Paarläufe des Lebens gelingen nur, wenn über gemeinsame Gestaltungsinhalte vorgesorgt wird, einander in einem begrenzten Begegnungsraum nicht zu nahe zu kommen. Ein gemeinsames, schöpferisches Tun, ist die lustbetonte Arbeit an dieser Distanz, sie entlastet uns gegenseitig vor einem lähmenden Begegnungstaumel der rein aufsichtsorientiert ist und der damit verbundenen gnadenlosen Wiederkehr abstumpfender Begegnungskreisläufe. Durch unsere schöpferische Zusammenarbeit in Sprach- und Bildausdruck ist es mir mit Georg gelungen, eine Art gegenseitige Distanz zu bewohnen. Mit „dem Bewohnen der Distanz“ meine ich keinesfalls nur eine Raumbesetzung oder Raumentziehung im herkömmlichen Sinne, die sich in Quadratmetern oder in Abständen bemisst, sondern es ist das Suchen der „Distanz“ in einer spielerischen Verdichtung, die aus der Sprache kommt. Zur Welt kommen bedeutet weitgehend auch zur Sprache kommen. Und so weiträumig und vielschichtig die Sprache auch ist, sie erlaubt es dennoch nie, uns in einem Wort, in einem Satz, in einem Text definitiv zu lokalisieren. Wenn ich „Distanz“ sagen, wobei ich darunter das Verlangen verstehe, von uns selbst entfernt zu sein, mit Zeit und Raum unseren Narzissmus zu durchlöchern, so finde ich mich in einer Freundschaft wieder, eben in einem Pakt mit einem offenen und wohlwollenden Geschehen. Aber die „Distanz“ bewohnen hat etwas mit Instabilität zu tun, mit einem Dasein, das nie ausschließlich da ist und das Wohnen ist somit nichts anderes als

das Gelingen, in dieser Distanz zu verweilen, in einer Distanz zu einem endgültigen Gebrauch von Sprache, in einer Distanzierung hin zu aller fabrikmäßigen Produktion, die die Auslöschung jedes eigenen Ausdrucks bedeutet. Gerade in einer Behindertenwerkstatt, die immer auch ein Begegnungsfeld des Schreckens ist, kann das Defekte in seiner reinen Erscheinung nur in einem formativen Spiel des zusammenwirkenden Gestaltungsausdrucks überwunden und somit für Momente lebenspraktisch versöhnt werden. Die entstandenen Texte und auch die Bilder von Georg Paulmichl sind Ausdruck eines resonanten, spielerischen Ineinanderwirkens, das dem Schrecken der täglichen Wirklichkeitsentzauberung im organisierten Sozialen, die ästhetische Ersatzbezauberung entgegenhält. Vielleicht kommen Menschen erst zueinander, wenn sie sich in ein gemeinsames, schöpfungsaktives Spiel verwickeln lassen, um dann als gegenseitig Herausgeforderte und Verführte neu im Leben aufzutauchen. Die entstandenen Arbeiten mit Georg werden somit immer auch von der unmoralischen und zugleich heilvollen Fähigkeit getragen, dem Defekten durch Kulturtechniken der unterstützenden Ausgestaltung, das Defekte zu entreißen. Auf die Verführung und gegen den Schrecken setzen: das ist der ganze soziale Einsatz, es gibt keinen anderen.

Georges Vater hat die Begegnungsabläufe seines Sohnes in der Werkstatt vom Anfang an beobachtend verfolgt. Sein Wunsch war immer, dass dem Georg in der Sozialeinrichtung handwerkliche Fertigkeiten beigebracht werden. Der handwerkliche Ausdruck innerhalb schablonenhafter Tätigkeitsvorgänge schien somit das Ausdrucksideal des Vaters zu sein. So praktizierte Georg in den ersten Jahren seines Werkstattaufenthalts vor allem am Webstuhl. Obwohl er sich bei dieser Tätigkeit sichtlich ungeschickt anstellte, harterte er trotzdem fast zwei Jahre am Webstuhl aus. Keiner der damaligen Betreuer fand einen schöpferischen Weg zu Georg hin, der außerhalb handwerklicher Tätigkeiten lag und ihn damit in eine offenere Herausforderung führte. Vielleicht hat deshalb mein Auftauchen in der Werkstätte mir nur Menschen beschert, die außerhalb handwerklicher Ausdrucksmöglichkeiten lagen. Georg war einer von jenen Betreuten in der Werkstätte, die auf dem goldenen Boden des Handwerks nicht gedeihen konnten und im Falle von Georg hieß das zudem, dass er die Vorstellungswünsche seines Vaters nicht erfüllte. (Im vorhandenen Sein von gut ausgebildeten Betreuern lagen immer wieder die großen Hoffnungen der Eltern. Diese pädagogischen Gehilfen sollten die Wünsche der Eltern erfüllen. Was Gott schief und vernunftsabgewandt in die Welt schickte, sollten Menschenpädagogen wieder gerade biegen, oder wenigstens aufs Terrain einer Normanpassung bringen. Von daher wurde manchem Betreuer fast die Kraft eines Messias zugesprochen. Bekanntlich kommt der Messias immer nur wegen unserer Wünsche). Wie fast alle Eltern von Menschen mit einer „geistigen Behinderung“ wurde auch Georgs Vater mit diesem Umstand nie wirklich fertig. Sein Wunsch war wohl der, seinen Sohn so weitreichend wie möglich an genormte Lebensformen in Verhalten und Ausdruck heranzuführen. Dies hieß in Georgs Gegebenheit, seine Ausdruckweisen durch die helfenden Hände von Betreuern möglichst weitgehend in herzeigbare Bahnen zu führen. (Der Behinderte ist der unheimlich Andere, dessen Ausdruck jedes genormte Denken entsetzt, das glaubt unbedarft bei sich bleiben zu können.) Aus diesem genormten Vorstellungshintergrund kommend, war Georgs Vater gegenüber meinem eher freischöpferischen Tun anfangs natürlich sehr skeptisch eingestellt. Besonders die Texte seines Sohnes behagten ihm überhaupt nicht. Die Aussagen von Georg waren zu sehr durchsetzt von schrägen Gedanken und ungeschliffenen Mitteilungen, die man so einer öffentlichen Leserschaft nicht gerade zugänglich machen sollte. Nach der Veröffentlichung einiger Texte von Georg anfangs der 80er Jahre in einer kleinen, der Kommunistischen Partei Italiens nahe stehenden Monatszeitschrift („Die Alternative“) in Südtirol, hat der Vater fast erobert gemeint, so etwas dürfte nicht mehr passieren, „denn schämen müsse er sich und nicht ich als sein Betreuer“.

Ohne bewusst organisierte Verteilungsmaßnahmen zirkulierten die Texte von Georg bald durch viele Leserhände. Viele von den Besuchern, die in die damalige Werkstatt kamen und seine Texte lasen, wollten zugleich diese Schriftstücke immer auch kopieren und somit mit auf ihren weiteren Weg nehmen. Einige Texte von Georg gelangten durch Studenten bis nach Innsbruck, wo sie auch in die Hände von Professoren fielen. Ein Sprachwissenschaftler auf der Universität in Innsbruck mit dem Namen Bürkle benutzte die Texte für sprachwissenschaftliche Vergleichsbelange. Bald darauf erschien in der pädagogischen Lehrerzeitschrift „Schule heute“, eine zweiseitige Auseinandersetzung mit Georgs Texten. Für den Schreiber dieses Artikels war Georgs Sprachgebrauch von erfrischender Seltenheit. Als die positiven Bewegungsentwicklungen von Georgs Texten mit der Zeit auch dem Vater einsichtig wurden, veränderte er schließlich seine eher ablehnende Haltung gegenüber Georgs Sprachauswürfen. Als der Pädagogikprofessor Schönwiese aus Innsbruck schließlich ein ganzes Publikationsheft mit Georgs Texten veröffentlichte, schwante dem Vater, dass am Sprachausdruck seines Sohnes vielleicht doch etwas dran sein könnte. Wenn Professoren schon „die Sprachkünste“ von Georg loben, dann könnte vielleicht daraus sich eine erfolgreiche Entwicklung anbahnen. Im gesamten Verwandtschaftskreis der Paulmichls gab es ja fast nur „Studierte“, also herzeigbare Personen, die bei jedem Studiumsabschluss sich in großen Verwandtschaftszusammenkünften gegenseitig feierten. Irgendwie spürte der Vater vom Georg, dass über diese Texte sein Sohn ein Rampenlicht erreichen könnte, der vom Erfolg gekrönt war. Unter allen Idealen, mit denen das moderne Zeitalter die Individuen versorgt, ist der Glaube an den Erfolg von einzigartiger Evidenz. Hohe soziale Plausibilität gewinnt der Erfolg zunächst aus der Unterscheidung, die er gegenüber seinem Gegenteil trifft: dem Scheitern, dem Fehlschlag, dem Versagen. Mit Georgs langsam wachsender Popularität auf dem Buchmarkt, steigerte sich schließlich auch sein Wert innerhalb der Verwandtschaftsgilde. Aus einem Menschen vom äußersten Rande wurde eine Person, die auf der Bühne öffentlicher Präsenz Bedeutung erlangte.

Für Georg war das Auftauchen im öffentlichen Raum sehr wichtig. Die vielen Lesungsangebote führten ihn in immer neue Begegnungszonen. Auf der einen Seite konnte er immer wieder aus einem rein örtlich gesetzten Dasein entfliehen und andererseits wurde er ein Wesen der öffentlichen Bedeutung. Dabei ist seine kleine Berühmtheit für ihn weniger im Landesmaßstab von Bedeutung, sondern mehr in die Verwandtschaftsrichtung hinein. Immer wieder betonte er: „Nun bin ich der wichtigste Paulmichl“.

Die Lesereisen waren für Georg immer bespickt mit vielen Eindrücken. Obwohl er in der Ferne immer auch das Bekannte suchte, ließ er sich dennoch auch vom Neugesesehenen beeindrucken. In den ersten Lesungen befragte er das Publikum immer auch, woher sie kommen, wie viele Pfarrer, Feuerwehrmänner, Musikanten, Ministranten, Bürgermeister, Frontkämpfer, Kirchengemeinderäte, Dorfpolizisten usw. es im Dorf oder in der Stadt jeweils gibt. Das ging bei ihm oft so weit, dass er nach jedem zweiten gelesenen Textsatz das Publikum mit Fragen aushorchte. Da bei den ersten Lesungen das laute Lachen des Publikums ihn sehr verunsicherte, band er die Leute mit Fragen einfach in den Leseabend ein. Somit war nicht mehr nur er der Abendgestaltende, sondern zugleich auch das Publikum mit. Manche Begegnungen auf seinen Reisen ins deutschsprachige Ausland haben ihn so stark beeindruckt, dass er sie heute noch als Erinnerungsbruchstück abrufen kann. Als er vor ungefähr 14 Jahren im „Deutschen Theater“ in Berlin zu einer Lesung verpflichtet wurde, besuchten wir am Nachmittag auch das Szenelokal „Tacheles“. Dabei viel ihm sofort auf, dass hinter den Tresen ein größeres eingerahmtes Bild vom mexikanischen Revolutionär „Zappata“ hängt. Finster dreinblickend, mit einem Patronengürtel um den Körper hängend, blickte dieses Abbild auf der Wand dem Georg entgegen. Immerzu starrte Georg auf das Gesicht von „Zappata“. Dabei wurde er immer unruhiger und forderte seine Begleiter schlussendlich auf, schnellstens das Lokal zu verlassen. Als ich ihn fragte, warum er das wolle, meinte er ganz aufgeregt, dass der

Chef dieses Lokals, der dort an der Wand hängt, ein gefährlicher und böser Mann sei. Erst als ich ihm erklärte, dass das Abbild von „Zappata“ nur ein dekoratives Bildplakat sei und dass dieser Mann schon lange nicht mehr lebt, wurde er allmählich ruhig. Noch heute erzählt er manchem Besucher in der Werkstatt von dieser Begegnung mit dem „bösen Szenelokalchef“ in Berlin.

Georgs Bekanntheit und die damit verbundenen Möglichkeiten erweiterter Ausfahrten ins Ausland lösten in seinem werkstattlichen Umfeld auch Neid aus. Besonders Betreuer versuchten immer wieder, mit spitzen und manchmal auch aggressiven Bemerkungen sich über Georgs gewachsenes Möglichkeitvermögen auf dem Lesemarkt lustig zu machen. Dabei gab es immer wieder die Aussage, dass Georg eh nur eingeladen wird, weil er behindert sei und die Veranstalter ihr karitatives Gewissen damit beruhigen wollen.

Aber nicht nur werkstattintern gab es Neider. Besonders neidisch blickte mancher so genannte „Südtiroler Künstler“ auf den Bekanntheitsgrad von Georg. Alle möglichen Spekulationen über sein Ausdrucksschaffen wurden in Umlauf gesetzt. Auch in diesen Kreisen hieß es immer wieder, dass sein Verkaufserfolg auf dem Buchmarkt darauf zurückzuführen sei, dass Georg eben geistig behindert ist und somit das barmherzige Wohlwollen der Käufer leichter zu stimulieren vermag. Vor allen Dingen aber störte manchem akademisch gebildeten Künstler aus Südtirol, dass Georg überhaupt öffentlich als Künstler bezeichnet werden darf. Nach einer Ausstellung mit Bildern von Georg meinte ein im Vinschgau bekannter Maler: „Wenn das, was Georg als geistig behinderter Mensch mit Farben und Pinsel aufs Papier bzw. auf den Karton bringt auch Kunst sei, dann wären all die wirklichen Künstler ja überflüssig. Dann wäre jede akademische Ausbildung von vorneherein sinnlos“. Dieser ganze Begleitdiskurs um sein Tun hat Georg in seinem Inneren nie erreicht. Georg ist kein Wesen, das von kämpferischen Willenssetzungen und öffentlich repräsentativen Begehrlichkeiten angetrieben wird. Sein Schaffen wird eher von einer souveränen Art des Un – Willens begleitet, wo jedes Misslingen kein Arg bedeutet. Georg setzt sich in all seinem Tun irrtumsfroh aus, kennt keine innere Vorbereitung auf ein Geschehen hin, sondern liefert sich den spontanen Hervorbringungen des Augenblicks aus. Wenn man so will, dann ist Georg eine Erscheinung ohne letztendliche Botschaft, eben ein distanzloser intimer Ergänzender aller zufällig begegnenden Wesen. Inmitten von Rollenspielern und Ego – Strategen ist er in seinem Erscheinen unvorbereitet und sein Begegnungsvermögen von einem entwaffnenden Wohlwollen. Wenn er redet und schreibt, dann niemals mit Autorität, sondern immer nur mit der Kraft seiner Offenheit. Wenn zu den „wirklichen Künstlern“ der Versuch einer egozentrisch – hierarchischen Erhöhung gehört, dann ist Georg ein Mensch der Egalität. Er bewegt sich zwischen den Menschen der hohen und niederen Gesellschaft wie ein großes Kind, das nie gelernt hat, den eigenen Vorteil zu berechnen. Um all die hohen Mandanten und Förderer in seinen Lebensbegegnungen hat er sich nie gekümmert. Seine Äußerungen werden immer irgendwie von den Lesern oder anwesenden als kindliche Nichtigkeiten und seine Gegenwart als eine nicht – verpflichtende Beiläufigkeit wahrgenommen. Deshalb haben sich besonders Menschen mit hohen Statuszeichen mit ihm immer schwer getan. (Bei seinem Empfang eines Förderpreises in Innsbruck konnten besonders die sich tummelnden Professoren mit Georg am wenigsten anfangen. Zu einem abstrakten Gespräch das in die Wissenschaftlichkeit führt, ist er nicht fähig, und für Gespräche die nichts als die eigene Nichtigkeit offenbaren, waren wiederum die Professoren nicht bereit). Aber es ist nicht seine Kindlichkeit im durchschnittlichen Wortsinn, die ihm seinen besonderen Zugang zu den Menschen eröffnet, sondern die Bereitschaft im Umgang mit den anderen, nicht das eigene Selbst triumphierend auszuspielen, sondern sich als Ergänzender des anderen zur Verfügung zu stellen. Deshalb kann, wenn man sich auf seine Gegenwart einlässt, harmlose Gemütlichkeit zu einer verwandelnden Intensität werden, in der sich selbst versteinerte Subjekte entgrenzen und neu fassen können. Somit war jeder Schreibakt mit ihm eine wörtliche Entgrenzungsaktion auf einen wiederholenden engen Gebrauch von Sprache. Selbst auf die

Frage meinerseits hin wusste ich nie, was als Antwort mich erwarten wird. Georg ist in kein vorhersehbares Sprachgeschehen gebettet, sondern artikuliert sich irrtumsfroh und manchmal stotternd von Wort zu Wort. Er sprach niemals aus dem Fundus einer logischen Erklärung heraus, sondern immer nur aus den Zonen spürbarer Erfahrungen. Vielleicht ist ja nicht die vollendete Rede der Gipfel der Sprache, sondern das was sich wortstolpernd an den anderen weiterreicht. Vielleicht käme es heute mehr denn je darauf an, das was man Behinderung nennt, nicht als gesellschaftlich definierten Mangel zu begreifen, sondern als Ausgangspunkt dafür zu nehmen, die sogenannte Normalität als historische und biografische Sackgasse zu verstehen. Der Mensch ist weder vernünftig, gesund, schön, gut, vollkommen, brauchbar und so weiter, aber auch nicht das Gegenteil, und auch keine Mischung von Anteilen, die ein Ganzes ergäben.

Georg hat alle Themen, die sein unmittelbarer Lebenskreislauf mit ihm in Verbindung brachte, in seinen Texten beschrieben. Vor allem dörfliche Ereignisse haben ihn immer wieder schwer beeindruckt. Sein Erzählen kommt aus keiner linearen Chronologie, sondern aus einem fast wild wuchernden Mitteilungsgeschehen. Georg spricht in seinem Wortgeschehen nie von einem Ursprungsgeschehen her, sondern aus Anfängen, die mittendrin sind, in einem Gestrüpp aus fragmentarischen Erinnerungen, Affekten, Bildern und Modifikationen der Wiederholungen. Obwohl er sich sprachlich stark in Wiederholungskreisläufen bewegt, ist sein Reden kein mechanisches, das in ein Identitätsstreben übergeht. Da Georg ein sehr aufmerksamer Zuhörer ist und Sprache auch stark von ihrem rhythmischen Klang her aufnimmt, steht sein Sprechen in einer starken Beeinflussung durch seine Umwelt. Immer wieder haben mich Besucher seiner Lesungen nachher gefragt, ob alles was der Georg in seinen Texten formuliert, wirklich nur aus seinem Gedachten herstamme, eben aus seiner persönlichen „Ichstruktur“. In letzter Zeit pflege ich auf eine solche Frage hin immer zu antworten, dass ganz wenige von Georgs Aussagen allein seinem Denken entspringen. Jeder Versuch eines Menschen, sich in erzählenden Aussagen zu fassen, scheitert notwendig. Von einem festen „Ich“, das sein Leben erzählt, kann Georg keine Rechenschaft geben. Sein „Ich“ kann keine abschließende oder angemessene Rechenschaft von sich selbst geben, weil es nicht zum Schauplatz der Adressierung zurückkehren kann, auf dem es eingeführt wird, und weil es nicht sämtliche rhetorischen Dimensionen der Adressierstruktur erzählen kann, innerhalb deren die Rechenschaft selbst erfolgt. Das „Ich“, das sich in der Sprache erfindet, steht immer in einem Verhältnis von Geben und Nehmen, und somit gibt es in der Sprache von Georg immer ein Anerkennungsproblem. Wir alle als Subjekte, die wir uns selbst in der ersten Person erzählen, finden uns in der gleichen misslichen Lage. Ich kann die eigene krumme und vielfach gebrochene Daseinsgeschichte nicht gradlinig erzählen, ich verliere den Faden und fange noch einmal an und habe etwas Wichtiges vergessen, das sich so schwer noch einfügen lässt, ich komme ins Grübeln und denke nach, ich denke, dass es einen begrifflichen roten Faden geben muss, aus dem sich eine Erzählung spinnen lässt, ein verlorenes Zwischenglied, eine mögliche Chronologie; das „Ich“ wird immer konzeptueller, immer konzentrierter, immer entschlossener, bis es in seinem Versuch sich zu Fassen gänzlich scheitert. Auf ganz spezifische Art und Weise bricht das „Ich“ in erzählender Mitteilung vor dem Anderen, oder Angesicht des Anderen zusammen. Es kennt sich nicht und wird sich nie kennen. Deswegen ist die Frage sie auf Georg hin wissen will wer dieser Mensch eigentlich ist, für mich überhaupt nicht zu beantworten. Was immer Georg seiner Umgebung mitteilt, kommt hervor aus den Spuren eines Anderen, eines Anderen, der er nicht ist. Der Säugling ist zwar kein passives Medium, und er kommt bereits mit einer ganzen Menge von Bedürfnissen auf die Welt, aber er ist in gewisser Weise von Anfang an einer Sprache und einer Reihe von Zeichen ausgeliefert, die den heranwachsenden Muster und Formen verleihen. Aus dieser Primärerfahrung des Ausgeliefertseins von Anfang an entsteht schließlich ein „Ich“. Und das

„Ich“ kommt trotz seiner Herrschaftsansprüche niemals über dieses anfängliche Ausgeliefertsein hinweg. Die Primärempfänglichkeit für Eindrücke ist somit kein Zug meiner selbst. Die Formierung der Sphäre des Mein selbst geht die Konstitution durch einen Anderen voraus. Das ist ein Bereich, in dem die Grammatik des Ich keinen Halt findet, denn die Enteignung in und durch einen Anderen geht dem Werden eines „Ichs“ vorher, das bei entsprechender Gelegenheit nie behaupten kann, sich selbst zu besitzen.

Georg stammt aus einem Elternhaus, das atmosphärisch ganz stark in sich zusammengeknetet war. Fast jeder Moment des Tagesablaufes war organisiert. Georg stand in seinem Tun unter ständiger Beobachtung. Es war ein geschlossenes Haus, an dem kaum das Außen rühren konnte. Es war eine fast vollkommen immanente Welt, eine Welt, die so sehr an sich, so sehr in sich war, dass wenige Ereignisse des Außen sie berühren konnte. Ähnlich beschaffen ist auch Georgs Körperlichkeit. Alles an ihn wirkt gepresst und starr. Ein Körper ist immer Ausdehnung. Ein Körper ist Exposition. Nicht einfach nur, dass ein Körper exponiert ist, sondern vielmehr besteht ein Körper darin, sich zu exponieren. Georg hat jeden körperlichen Kontakt zu anderen Menschen gemieden. Schon bei leichten Berührungen hat er sich körperlich verhärtet. Den Körper als Ort einer berührenden Kommunikation hat Georg nie erfahren. Über 7 Jahre hindurch wurde Georg in seinen Jugendjahren ganz gegen sein inneres Empfinden nach Vorarlberg in ein Heim gebracht. Der Vater hat mir oft erzählt, wie sich alles in Georgs Körper bei der Abfahrt ins Heim gegen diese Abreise gestäubt hat. Mit allen ihn zur Verfügung stehenden Widerständen hat Georg die Ankunft ins Heim hinauszuzögern versucht. Immer wieder wollte er Jausepausen einlegen, wollte er, dass der Vater mit dem Auto anhält, damit er frische Luft schnappen kann. Am Ende musste Georg aber all seinen inneren Missmut überwinden und seine eigenen Empfindungen massiv zurückdrängen. Dazu kam auch, dass das streng organisierte Leben im Heim für Georg eine einzige Plage war. Als Bettnässer musste er Stockschläge auf seine Finger hinnehmen oder auch zur Strafe in die Ecke knien. Auch die Schule war für ihn keine wohlwollende Herausforderung. Seine Schulerfahrungen waren vom Versuch getragen, von den verschlungenen und verirrt Linien des Lebens Abstand zu bekommen, das Lebendige einzukreisen und das Leben somit abstrakt auf den Punkt zu zwingen. Georg ist eigentlich ein sehr spontaner Mensch, der sich gern leutselig unter Menschen mischt und auf neue Ereignisse hin sich sehr offen zubewegt. In der Schule jedoch musste er lernen, ein sich zeigendes Ereignis punktuell aufzufassen und durch Klauben, Zählen, Reihen, Rechnen zu neutralisieren; das Überwältigende der Zeit durch Bewältigung ihrer Dichte aufzulösen; die Zeit wie den Raum zu löchern; er musste die Unzuverlässigkeit des Zufalls durch eine Stringenz von Maßnahmen parieren und die Gegenwart erzwingen, statt sie sich schenken zu lassen. Von daher hat Georg die Schule als einen Ort der Disziplinarmacht erfahren, die ihn bis unter die Haut gefahren ist. Das Leben im Heim, das Leben in der Klosterschule, hat Georg in völlig abstrakte Verhältnisse gezwungen, um damit auf gewaltsame Weise die Entfernung seines Körperspürens zu betreiben. Gefühle und Gedanken waren für ihn von da an nur noch als gestanzte zulässig. Durch seinen langjährigen Heimaufenthalt hat Georg jeden Kontakt zu seinem Heimatdorf Prad verloren. Dem Dorf begegnete er nur noch bei seinen wöchentlichen Kirchgängen. Das Leben im Dorf betrachtete er nur noch aus dem distanzierten Schutz der Familie heraus.

Georg ist mir vom Anfang an als eher scheuer Mensch begegnet. Er war sehr vorsichtig in seinem Umgang mit den Menschen und mit seiner Sprache. Kein Schimpfwort huschte ihm über die Lippen. Wenn andere laut wurden oder in einer eher rohen Sprache kommunizierten, dann wurde Georg ganz still. Zugleich wollte er mit jedem gut auskommen und sprach, wenn es notwendig war, eine sich andienende Sprache. Immer wenn Georg ein Thema textlich abfassen wollte, war es notwendig, dass niemand sonst im Raum seinen Aussagen beiwohnte. Kam jemand zufällig bei der Tür herein, so verstummte er sehr schnell. Immer keimte in ihm

eine diffuse Angst, jemand könnte seine Aussagen hören und ihn über Gesagtes eventuell zur Rechenschaft ziehen. Öfters versuchte ich auch ein Tonbandgerät zur Aufnahme seiner Formulierungen mitlaufen zu lassen, doch selbst ein solches Gerät brachte ihn eher zum Verstummen.

Das Schreiben selbst hat Georg in seinem Selbstbewusstsein im Laufe der Jahre gestärkt. In den letzten Jahren getraute er sich auch mit Worte zu spielen, die in ihrem Ausdruck für seine Verhältnisse manchmal sogar deftig waren. Nie hingegen hat Georg in seinen textlichen Mitteilungen sich auch nur in Ansätzen getraut, Themen der Erotik oder der Sexualität auch nur anzudeuten. Dieser Themenbereich blieb für ihn als weitgehend körperlosen Menschen tabu. Seine katholischen Herkunftsstrukturen, haben hier gute Arbeit geleistet.

Prad, 11.11.2001